

Gäbe es ohne Religionen eine geschlechtergerechtere Welt?

Irmtraud Fischer

Nicht alle Religionen waren zu allen Zeiten der Hort des Konservativen in Bezug auf die Geschlechterfrage. Im heutigen Europa gewinnt man durch aktuelle Nachrichten in Bezug auf die vielfältigen Facetten der Geschlechterfrage allerdings den Eindruck, dass es so sei:

- Eine von Papst Franziskus eingesetzte Kommission soll trotz Bibliotheken füllender facheinschlägiger Literatur zum Thema (wissenschaftlich?) untersuchen, ob es denn je ein Diakonat für Frauen gegeben habe. Sie wird mit WissenschaftlerInnen besetzt, die teils weder in der Epoche, aus der es Hinweise gibt, bewandert sind, noch je mit seriöser Genderforschung in Berührung gekommen sind. Ein derzeit angekündigtes Dokument zu Genderfragen lässt nichts Gutes erwarten.
- Die evangelische Kirche Lettlands nimmt die Frauenordination, die in den frühen postkommunistischen Jahren eingeführt wurde, zurück.
- Die Islamische Glaubensgemeinschaft in Österreich (IGGÖ) erlässt eine prompt von der Öffentlichkeit so genannte „Kopftuch-Fatwa“, die suggerieren könnte, dass ein Kleidungsstück von Frauen über ihre Frömmigkeit oder gar über die Ehre ihrer Familie entscheidet.

Dies sind nur drei Blitzlichter, die in unseren mitteleuropäischen Geschlechterdemokratien anachronistisch anmuten und teils sogar zum Schmunzeln anregen können.

ten, wenn es nicht konkrete Frauen gäbe, deren Lebensführung und sogar Schicksal von solchen Entscheidungen überwiegend oder gar ausschließlich männlich besetzter Gremien gravierend beeinflusst würde.

Dennoch muss gesehen werden, dass sich viel in die richtige Richtung bewegt hat.

Die sogenannte „Frauenfrage“ – eigentlich eine „Männerfrage“

Patriarchale Gesellschaften – wie die unsrigen mitteleuropäischen es de facto noch immer sind, obwohl es auf rechtlichem Gebiet eine Gleichstellung der Geschlechter gibt – definieren alles, was nicht männlich ist, als „anders“. Dies hat bereits die Grande Dame der Emanzipationsbewegung, Simone de Beauvoir,¹ ausführlich aufgezeigt. „Anders“ waren damals Frauen, denn über andere Geschlechter oder andere als heterosexuelle Orientierungen breitete man auch im Westen Europas aufgrund rechtlicher Verdikte zu Beauvoirs Zeiten noch den Mantel des Schweigens.

Von den doch sehr unterschiedlichen „Anderen“ aus gesehen, ist die diskriminierende Behandlung aufgrund des Geschlechts oder der sexuellen Orientierung eigentlich eine „Männerfrage“: Wie kommt eine soziale Gruppe dazu, sich als einheitlich zu definieren (was sie ja gar nicht ist – man denke nur an gravierende soziale Unterschiede!) und über alles davon „Abweichende“² nicht nur die Definitionsmacht zu beanspruchen, sondern das sehr facettenreiche „Abweichende“ auch noch zu vereinheitlichen, um es abzuwerten?

In Geschlechterdemokratien sind eindeutig solche Strategien als „abnorm“, nämlich von der rechtlichen Norm

abweichend, zu definieren, nicht das Verhalten oder Sein jener (übrigens auch vieler Männer!), die Diversität leben und als normale Lebensmöglichkeit vertreten. In Geschlechterdemokratien haben wir also keine „Frauenfrage“, sondern wir müssen endlich erkennen, dass wir eine „Männerfrage“ haben. Zu problematisieren ist also nicht der geringe – oder wie im Fall der Katholischen Kirche – der völlig fehlende Anteil der Frauen an Letztentscheidungsprozessen, sondern der überdimensionale oder sogar ausschließliche Anteil der Männer in diesen. Um unsere Welt gerechter zu machen, geht es ebenso wenig an, nur das Schicksal der Armen zu thematisieren, sondern wir müssen endlich anfangen, die Unmoral der Superreichen und Reichen, die nur wenige Prozente der Weltbevölkerung bilden, aber den Großteil der Ressourcen besitzen, in den Vordergrund zu stellen.

Ansätze wie diese werden gerne sofort mit der Neidkeule niedergeschlagen: eine einsichtige Strategie jener, die weder die ökonomische noch politische Macht abgeben oder teilen wollen. So desavouiert man die in der Gesellschaft Benachteiligten, die es nach rechtlichen Gesichtspunkten eigentlich gar nicht geben dürfte, als neidisch und versucht der eigentlich anstehenden Neiddebatte, die den Geiz der Macht und Geld Raffenden thematisieren müsste, zu entkommen.

Heterosexuelle Zweigeschlechtlichkeit als Norm – alles andere „gibt es nicht“?

War die Geschlechterfrage zu Beginn unseres wissenschaftlichen Arbeitens vor allem auf die duale Geschlech-

terdifferenz konzentriert, so wird sie heute wesentlich weiter gefasst. Einen wichtigen Diskussionspunkt bilden die von vielen religiösen Gruppen nach wie vor negierten weiteren Geschlechter sowie die kriminalisierten sexuellen Orientierungen jenseits der zur einzig ethischen Norm erhobenen Heterosexualität, die von diesen Leuten zudem hierarchisch verstanden wird.

Obwohl statistisch längst klar ist, dass der Anteil Homosexueller unter Priestern und in Ordensgemeinschaften statistisch höher liegt als im gesellschaftlichen Durchschnitt, wird mit diesem Thema immer noch schamhaft umgegangen. Extremistische religiöse Gruppen legen sogar eine aggressive Abwehr an den Tag, selbst bei in diesem Pontifikat offenerer Einstellung sind breite katholische Kreise nicht in der Lage, sich größere Zugeständnisse abzurufen als die Duldung von Nicht-Heterosexuellen unter der Auflage von sexueller Enthaltbarkeit. Auch wenn in der letzten Zeit selbst von offizieller Seite manchmal leiser Protest zu hören ist, wenn wieder einmal Rechtskatholiken Homosexualität als pure Sünde brandmarken und damit zumindest ein wenig Bewegung sichtbar wird, muss man – mit wenigen, aber erwähnenswerten Ausnahmen in den durch die Reformation gegangenen Kirchen – leider sagen, dass die Welt ohne die ständigen abwertenden Stellungnahmen von Religionen für Menschen, die sich der Gruppe der LGBTIQ* zuordnen, eine bessere wäre.

„Genderismus“: das „Große Unbehagen“

Als Gegenbewegung zu einer in der Öffentlichkeit immer offener geführten Diskussion um die vielfältigen Aspekte

des Phänomens „Geschlecht“ etabliert sich in den letzten Jahren eine Debatte, die sowohl die Erkenntnis geschlechtlicher und sexueller Vielfalt und sogar Egalitätsforderungen als auch die wissenschaftliche Beschäftigung mit dem Thema Geschlecht als „Genderismus“ brandmarkt. Dabei sind nicht nur religiöse Kreise federführend an der Desavouierung von Genderforschung und ihrer politischen Forderungen beteiligt,³ sondern auch völlig säkulare Gruppen, die sich selber keinesfalls dem rechten Lager zuordnen würden. Der „Genderismus“-Vorwurf kommt dann von jenen, die *political correctness* selbst in ihren ganz normalen Forderungen nach Sichtbarmachung und Gleichbehandlung der Geschlechter als überzogen ins Lächerliche ziehen. Das Phänomen ist in religiösen Kontexten sicher derzeit in postkommunistischen Ländern massiver wahrzunehmen, aber die Genderismus-Keule zu schwingen, wird auch im Westen immer attraktiver, je deutlicher die Gesellschaften politisch nach rechts rücken.

Aber auch in den Wissenschaften findet sich ein Phänomen, das dieser Debatte nahesteht: Es ist noch immer schick, explizit feministische Publikationen nicht zu kennen, Genderliteratur nur in Abgrenzung zu rezipieren. Skurril lesen sich etwa bibelwissenschaftliche Publikationen, die gerade in der Genderfrage die Gefahr anmerken, dass damit Fragestellungen in antike Texte hineingetragen würden, die sie selber nicht gestellt hätten. Seltsam, dass man diese Gefahr bei keiner anderen Hermeneutik, Methodik oder Thematik ortet: Alle Fragestellungen und Auslegungsformen von uns Heutigen werden an die Texte herangetragen und wir müssen dies auch tun, wenn wir der Meinung sind, dass kanonische Texte auch für uns etwas zu sagen haben. Anachronistisch wäre es, nur die

Fragen vergangener Jahrhunderte als legitim zu betrachten, unsere eigenen jedoch als illegitim. Das käme einer Absage an die Bedeutung der Bibel als bis heute relevantes Buch gleich, ja würde der Heiligen Schrift ihre Kanonizität absprechen.

Was hat unsere Generation geschafft? – Ein durchwachsendes Zwischenergebnis

Als ich in den Siebzigerjahren mein Studium begann, gab es keine Professorinnen in der Katholischen Theologie. In manchen deutschen Fakultäten konnte man erst ab diesem Jahrzehnt als Frau in Theologie promovieren, eine Laienhabilitation gab es erst gegen Mitte der Dekade. Graz war damals bereits Vorreiterin für beides: Die erste Frau, Ingeborg Jansen (1926–2014), promovierte 1961 – sogar mit der eingangs angesprochenen Frage über den Frauendiakonat; als erster Laie weltweit wurde 1962 Johann Baptist Bauer an unserer Fakultät habilitiert; auch die erste katholisch-theologische Frauenhabilitation in Österreich fand mit meiner eigenen 1993 in Graz statt. Das alles ist zu unseren Lebzeiten geschehen. Inzwischen sind Habilitationen von Frauen ebenso normal wie jene von Männern – ja, inzwischen hat sich das Blatt fast gewendet: Habilitierte Priester sind zur Seltenheit geworden und werden von jenen Fakultäten gierig aufgesogen, die kirchlicherseits bei der Lehrstuhlbesetzung an Priesterlisten zwangsgebunden werden.

Nach meinen Erfahrungen der letzten Jahre wendet sich aber noch ein anderes Blatt: Junge Frauen, aber auch Männer, die es unwürdigfinden, ein Leben lang ihre Ho-

mosexualität verbergen zu müssen, verweigern sich zunehmend häufiger einer wissenschaftlichen theologischen Karriere, zu der sie nicht nur fähig wären, sondern in der sie auch Förderungen erfahren, von denen unsere Generation nur träumen konnte. Dies hat allerdings nicht nur mit den in der katholischen Kirche immer noch bestehenden Diskriminierungen zu tun, sondern wohl auch mit den geänderten Bedingungen an den Universitäten, die bis ins reife Erwachsenenalter nur prekäre Anstellungen mit harten Ansprüchen, dauerndem Evaluierungsdruck und begrenzten Aussichten auf eine Professur bieten.

In einer Gesellschaft, die in den letzten zwei Jahrzehnten immer deutlicher von der Ökonomisierung aller Lebensbereiche geprägt ist, komme ich, obwohl ich in meiner Jugend Pasolinis These vom Konsumismus⁴ als größte Gefahr für unsere europäischen Gesellschaften für etwas übertrieben hielt, immer mehr zum Schluss, dass es für geschlechteregale Veränderung nur eine Sprache der Verständigung gibt: das Geld. Das mag nun nach bitterem Schluss klingen, aber wenn die drängendsten Punkte des nun in Vorbereitung stehenden Frauen*Volksbegehrens 2.0 zwanzig Jahre nach dem ersten Frauenvolksbegehren in der Substanz immer noch dieselben sind, dann haben all die Frauenförderpläne, die tausende von Arbeitsstunden (überwiegend von Frauen) verschlungen haben, wenig geholfen. Frauen verdienen immer noch weniger als Männer – nach einer ORF-Meldung vom 5.3.2018 in Österreich derzeit 38%!⁵ Seit der Abschaffung des Beamtenstatus für Universitätsprofessuren ist hierzulande wohl auch die Einkommensschere in diesem Berufszweig weiter auseinandergegangen. Religionen sind also nur Faktoren unter vielen anderen, die einer geschlechtergerechteren

Welt im Wege stehen. Was unsere Gesellschaften daher in Angriff nehmen müssen, ist die geschlechtergerechte Verteilung der ökonomischen Ressourcen: Das Recht auf Förderungen aus Steuergeldern darf nur jenen zukommen, die nicht aufgrund des Geschlechts diskriminieren, und es sollte vorrangig an jene gehen, die sich für eine gerechtere Gesellschaft einsetzen. Geschlechtergerechtigkeit ist freilich nicht das einzige Desiderat für eine bessere Welt. Da Ungerechtigkeit in Bezug auf das Geschlecht (Frauen und LGBTIQ*Personen) aber statistischerweise an die zwei Drittel der Menschheit betrifft, ist sie ein sehr wesentlicher Faktor dafür.

Anmerkungen

Simone de Beauvoir, *Das andere Geschlecht. Sitte und Sexus der Frau*, aus dem Französischen von Eva Rechel-Mertens und Fritz Montfort, Rowohlt-Taschenbuch-Verlag, Reinbek bei Hamburg 2002 (rororo 22785), französische Ersterscheinung 1949.

- 2 Das neue Frauen*Volksbegehren 2.0 in Österreich macht diese Sachlage am Asteriskus sichtbar.
- 3 Siehe dazu Rebeka Anič, *Gender, Gender ‚Ideology‘ and Cultural War. Local Consequences of a Global Idea – Croatian Example*, in: *Feminist Theology* 24 (2015) 7–22.
- 4 Pier Paolo Pasolini, *Freibeuterschriften. Aufsätze und Polemiken über die Zerstörung des Einzelnen durch die Konsumgesellschaft*, übers. v. Thomas Eisenhardt, Wagenbach, Berlin 1975.
- 5 <http://orf.at/stories/2429001/>, abgerufen am 5.3.2018.